Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 28 (1924-1925)

Heft: 2

Artikel: Der Scharfrichter von Eger : Ein Lebensroman. Teil 3-4 [Fortsetzung folgt]

Autor: Vögtlin, Ad.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661316

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heimkehr.

Es geht durch nächtlich dunkle Welt
Ein Atmen aus und ein.
Es ruht der Wald, es schweigt das Feld,
Nur fern ein heller Schein.

Aus stummem Haus ein einzig Licht,
Ein Sternlein still und leis.
Was wüßt' ich mir, wenn wüßt' ich nicht,
Was dort ich schlummern weiß!

Es geht ein Herzschlag durch die Nacht,
Liegt alles ungeregt,
Nun über's letzte Stückchen sacht
Des Wegs der Fuß mich trägt.

In aller Ruh bald ruh ich auch
Und schon dem Traume nah
Noch höre ich wie letzten Hauch:
Bist endlich wieder da?

Otto Hinnerk.

Der Scharfrichter von Eger.

Ein Lebensroman von Ad. Vögtlin.

III.

„Lieber eine Beule als ein Loch im Kopf", hatte meine Mutter selig manchmal zu mir gesagt, wenn ich in meinem Ungestüm gegen einen Türpfosten angerannt war. Allmählich kamen wir soweit, über die Beulen, die der Unverstand der Menschen unsern Herzen schlug, zu lachen. Meine tapfere Schwester fand bei ihrer Arbeit im Häuschen, das sie täglich heimeliger ausstattete, sowie im Gärtchen, wo die Natur für Schmuck und Gedeihen sorgte, immer wieder das Gleichgewicht ihrer Seele, und ich selber empfand die Behandlung, welche mir die Gesellschaft zu teil werden ließ, je länger je mehr als eine Herausforderung zum Kampf, und fühlte, wie mein Trotz mit jedem Tage wuchs. Nicht, daß mir unverschuldete Kränkung nicht weh getan hätte; aber ich fand den Weg, um solche ihren Verursachern zum Bewußtsein zu bringen. Und die Einkehr, nahm ich an, müßte zur Umkehr führen. Eines Abends sprach ich in der „Goldenen Sonne", am untern Marktplatz vor, um mich an einem Krug Bier zu erlaben. Ich setzte mich in der großen Stube zu ebener Erde hinter einen leeren Tisch, um bei den guten Bürgern von Eger ja keinen Anstoß zu erregen. In gemessenen Schlücken trank ich aus dem Krug und horchte zwischen hinein auf ihr Gespräch, ohne mich darein zu mischen. Im Verlauf einer halben Stunde füllte sich die Wirtsstube und wurden alle Tische besetzt; nur zu mir wollte sich niemand gesellen. Ohne daß jemand ein übles Wort über mich hätte fallen lassen, verdroß es mich doch, daß ich wie auf Verabredung von allen gemieden wurde.

Da ließ ich mir vom Schenkmädchen drei oder vier Krüge bringen und stellte sie am Tischrand vor den leeren Stühlen auf. Das erregte stummes Aufsehen. Die Bürger mochten sich wundern, wer mir Gesellschaft leisten würde. Darauf fing ich an, meinen unsichtbaren Tischgenossen zuzutrinken, indem ich mit ihnen anstieß: „Auf Ihr Wohl, Herr Vetterle! Auf Ihr Wohl, Herr Haberzettel, Herr Pachhelbel" usw. Dies führte ich eine Zeitlang durch, bis mein Krug gehöhlt war. Die zunächst sitzenden Stammgäste fingen an zu zwitschern, einander in die Ohren zu flüstern und endlich zu lachen. Da zahlte ich die Zeche, erhob mich, zog grüßend den Hut vor mei-

nen unsichtbaren Tischgesellen und entfernte mich barhaupt aus der Gesellschaft, die mich nicht als ihresgleichen anerkannte.

„Der Mensch hat Humor!“ rief einer, als ich sachte die Tür hinter mir schloß, und ein allgemeines Gelächter krachte mir in den Hausgang hinaus nach.

„S'ist gelegentlich zum Weinen,“ meinte Margret, als ich ihr den Vorfall erzählte; dann aber lachte sie, daß ihr die Tränen aus den Augen fielen.

So gelang es uns, bittere Pillen zu schlucken und dabei zu behaupten, das Leben sei doch süß!

Andere wichtige Vorkommnisse ließen uns den Kopf oben behalten. Wir erlebten es, daß dieselben Leute, welche uns in gesunden Tagen aus ihrer Gesellschaft ausschlossen, kniefällig um unsre Hilfe warben, wenn Krankheit sie heimsuchte. Der Mann, den sie aus Aberglauben verfehmten, wurde von ihnen aus demselben Aberglauben heraus verehrt und angebetet, wenn er ihnen, wie sie meinten, kraft seiner Verbindung mit überirdischen Mächten, aus ihren Nöten half.

In vielen Krankheitsfällen, wo die studierten Ärzte und Bader nicht mehr aus noch ein wußten und die Patienten von ihren Angehörigen aufgegeben wurden, rief man mich als letzten Helfer herbei. Zuerst auf dem Lande, dann auch in der Stadt; und da ich bei vielen Kuren eine glückliche Hand hatte, indem ich alle Mixturen verschmähte, das Blut, die Luft, das Wasser und die Sonne wirken ließ und dem Fieber seine Mitarbeit an der Genesung nicht entzog, kam ich im Verlaufe eines Jahres zu mehr als erhofften Einnahmen, aus denen ich Margret und mir ansehnliche Kleider anschaffte und alle nötigen Einrichtungen im Haus und Laboratorium besorgte. Dem Köhlerglauben der Kunden kam ich insoweit entgegen, als ich erklärte, daß sie mich am zweckmäßigsten nicht mit Conventionsmünze, sondern mit alten, außer Kurs gesetzten Patentalern entlöhnten. Dieses von ihnen als schlecht betrachtete Geld wurde später recht fruchtbar und gut; seine Annahme an Zahlungstatt bestärkte jedoch die Leute in ihrem Verdacht gegen mich.

Nahm ich wahr, daß ein Kranker, vom Hokuspokus des Zauberers eingenommen, seine Genesung von der Anwendung desselben abhängig machte, suchte ich ihm zu willfahren, wohl wissend, daß der Glaube an die Gesundung diese in gewissen Fällen zum guten Teil auch bewirkt; aber auf den schwindelhaften Hikihaki der Scharlatane, welche da und dort in Einöden saßen und den Kranken für zauberhafte Zettel schweres Geld abnahmen, die sie auf dem Wams oder im Mieder zu tragen hatten, um sie hernach in fließendes Wasser zu werfen, ließ ich mich niemals ein, sondern verwünschte ihre schmutzige Gewinnsucht und nahm nicht mehr Geld, als ich redlich verdient hatte.

Und doch hätte ich durch Ausnützung der Dummheit meiner lieben Mitmenschen binnen weniger Jahre ein reicher Mann werden können, wenn ich darauf mehr bedacht gewesen wäre als auf meine Ehrlichkeit. Darum kränkte mich der Abscheu vor dem Scharfrichter ebensosehr wie die Furcht vor ihm.

Welch grauenhafte Vorstellungen das abergläubische Landvolk mit dem Beruf des Scharfrichters und Henkers verband, wurde mir immer deutlicher, und ich konnte es mir zum Teil erklären; daß aber die gebildeten Leute in Eger unbewußt und ohne Absicht die Furcht vor meiner Person bei der Jugend großzogen, kam mir zuerst unbegreiflich vor. Ich mußte wiederholt erleben, was sich eines Morgens zutrug, als ich über den Marktplatz ging.

Einer Metzgersfrau war ihr Knäblein entlaufen, das wegen irgend eines Unfugs von ihr Schläge erhalten sollte. Sie eilte ihm eilig und ungestüm und ohne Rücksicht auf die vielen Leute, die ihren Geschäften nachgingen, über den Platz nach und erwischte es, als es sich hinter einem Marktstand verbarg. Eben kam ich im scharlachroten Amtskleid des Wegs, wie sie das widerstrebende Knäblein mit sich fortriß, und nun mußte ich's mit anhören, wie sie ihr Früchtchen, das sich dem Zwang ihrer Hand neuerdings entwinden wollte, zum Gehorsam anhielt: „Da kommt der Henker; wenn du nicht folgst, so haut er dir den Kopf ab.“

Sogleich zog das Büblein den Hut ab, erbleichte und folgte nun willig seiner Mutter. Die andern Kinder, die dies hörten, stoben voller Angst und Schrecken davon und schlugen die Haustüren hinter sich zu. Nur ein größeres Mädchen tat das Gegenteil; es trippelte auf mich zu und küßte mir ehrerbietig die Hand. Es wurde jedoch von seiner Schwester von mir weggeholt und verwarnt: „Schämst du dich nicht, dem Scharfrichter die Hand zu küssen; wenn du noch einmal zu ihm hingehst, schneidet er dir den Kopf ab.“

Ich hatte einmal mehr erfahren, daß die Henker und Henkersknechte seit der Kreuzigung Christi verworfen waren und als Schreckgespenst gegen kleine und große Kinder ausgespielt wur-

den. Und will man sich darüber wundern, wenn sogar die Priester in der Passionspredigt über die Henkersknechte herfallen, um den Kirchgängern die Leidensgeschichte des Herrn um so beweglicher ans Herz zu legen?

Wenn ich unter der Last solcher Vorkommnisse, in denen ich die Ungeheuerlichkeit meiner Person wie im Spiegel sah, nicht krumm wurde, war es der aufrichtenden Munterkeit meiner Schwester und dem Bewußtsein zu danken, daß ich in meinem Berufe den Willen der Obrigkeit vollstreckte. Schwer aber litt ich dennoch und konnte es manchmal nicht verstehen, daß diese nichts zu meiner Ehrenrettung tat. Nur Aufklärung oder ein großes Beispiel vermochte mich zu befreien. Aufklärung war eine Sache der Bildung, die nur äußerst langsam in unserm Lande Fuß faßte, obschon wir schon im Jahre 1300 eine Lateinschule besaßen. Einen Beschützer mußte mir die Gunst des Schicksals zuführen.

Dies war ein guter Gedanke, eine Hoffnung, an die ich mich hielt und die mir zugleich den Willen einpflanzte, alles zu tun, um jene Gunst von oben nicht zu verscherzen, sondern sie redlich zu verdienen. Und daraus schöpfte ich vielleicht die Kraft zu einem gewissen Galgenhumor, der sich von Zeit zu Zeit einstellte und der sich aus dem Gedenken an meine liebe Mutter stärkte. So oft ich mich über den Lärm unserer Hühner beklagte, die mich im Lernen störten, sagte sie lustig: Wer Eier haben will, muß die Hühner gackern lassen. Dieses Wort erhielt durch meine Erfahrungen eine neue Bedeutung, und ich war gesonnen, die gackern zu lassen, die es nicht anders konnten.

Dann gab es doch auch immer wieder Lichtblicke: Die Dankbarkeit Einzelner, denen ich mit Rat und Tat in Krankheit beigestanden und geholfen hatte; die Möglichkeit, mich mit meiner Schwester auf schönen Wanderungen durch das romantische Tal der Eger, auf Dörfer hinaus und Schlösser, deren es in der Umgebung viele gab, nach den weltmännisch veranlagten Städtchen Franzensbad und Marienbad, auf Bergen und in Wäldern gemütlich zu erholen und über dem Studium der Pflanzen- und Steinwelt, mit denen ich mich immer mehr befreundete, mein Leid zu vergessen. Wir konnten uns manchen Ausflug ins Unbekannte gönnen, da wir nach dem Rezepte lebten: Die schnellen Mahlzeiten sind die besten. Und endlich ging mir ein Stern auf, der mir fast bis ans Ende meines Lebens leuchtete. Merkwürdig, wie er ungesucht in mein Gesichtsfeld trat.

An einem klaren Augustabend — die Sterne flimmerten am wolkenlosen Himmel — saß ich mit meiner Schwester, schöner Ruhe genießend und in herrlichem Behagen in der Laube, die unserm Häuschen vorgebaut war, und trieb mit ihr das Spiel der Wünsche, welche wir Menschen an das Fallen der Sternschnuppen zu knüpfen pflegen. Eben war einer in weitem Bogen lautlos am Firmamente hingezogen und hinterm Spittelbergwald verschwunden. Da traf es sich, daß wir beide einander im stillen dasselbe, ein liebendes Wesen, gewünscht hatten. Wir drückten uns dankbar die Hand für die Fürsorge, die in diesem Gedenken lag, und ergaben uns der Träumerei, die in die Zukunft ging. Der Druck ihrer Hand war aber so innig gewesen, daß ich mir vorstellte, Margrets Wunsch sei bereits in Erfüllung gegangen und verlange bloß nach meiner Bestätigung. Deshalb wagte ich die Frage: „Am Ende hast du schon was Liebes?"

„Wer weiß!" lachte sie und ging hinein, und unter der Tür rief sie mir zu: „Reden wir ein ander Mal davon, wenn ich etwas zu sagen habe." Ich hörte sie noch eine Zeitlang in der Küche sich rühren, wobei sie leise vor sich hinsang, dann rief sie mir ein fröhliches „Gute Nacht, Karl!" zu und verzog sich ins Schlafgemach.

Kaum hatte sie die Fensterläden geschlossen, so hörte ich, etwas ganz Ungewohntes um diese Tageszeit, Schritte den Burgweg empor auf mein Häuschen zukommen. Eine Öllaterne tauchte matten Scheines auf, und ich erkannte eine Frauengestalt.

„Sind Sie der Herr Huß?" fragte sie mich, fast außer Atem.

Und als ich es bejahte, „um Jesu willen, kommen sie schnell zu meiner Schwester; sie liegt im Sterben."

„Was ist geschehen?" fragte ich, „hat sie sich verletzt?"

„Nein, sie leidet am Dreitagefieber!"

„Dann müssen Sie einen Arzt holen," gab ich ihr zur Antwort. „Ich heile nur Wunden."

„Die Ärzte haben sie bereits aufgegeben. Auf den Wunsch der Sterbenden komme ich zu Ihnen. Man weiß, daß Sie alles können. Sophie glaubt an Ihre Kunst."

„So will ich sehen, ob ich mit Gottes Hilfe etwas vermag."

Ich warf mich schnell in mein Sonntagsgewand, den blauen Rock mit rotem Kragen, die rote Weste, weiße Halskrause, nahm Abschied von Margret und folgte der Frau, die sich als die Gattin des Kunstfärbers Klotz am Brucktor,

Marianna mit Namen, vorstellte und mir mitteilte, daß ihre kranke Schwester die Sophie Eberl sei, die Tochter des verstorbenen Bäckermeisters Eberl, der ja in der ganzen Stadt bekannt gewesen sei.

„Also handelt es sich um die schöne Eberl?" warf ich ein.

„Ja, man nennt sie so," antwortete die Klotzin mit einem Lächeln, das mir zu sagen schien: „Gelt, wir haben das Vöglein gefangen!"

Im Engadin. Gemälde von Carl Felber.

Wie ich hinkam, war es ein gutes Bürgerhaus und eine Treppe hoch ein schmuckes Zimmer mit schönen Vorhängen, glänzenden Möbeln und einem klaren Spiegel mit mattgoldenem Rahmen zwischen zwei Fenstern, darunter auf zierlichem Wandtisch ein elfenbeinernes Kruzifix stand. Im weißlinnenen Bette aber lag still wie der Tod die Kranke, nur daß ihre Wangen nicht blaß, sondern flammend gerötet waren. Ich grüßte sie, worauf sie die Augen aufschlug, mich mit flackerndem Blick ansah und leise den Gruß erwiderte.

Auf alle Fragen über ihren Zustand gab sie mir indes ruhig und klar die gewünschte Antwort, worauf ich mich über die bisherige Behandlung erkundigte und sofort die Fenster öffnen ließ, die auf Befehl des Arztes stets geschlossen sein mußten.

Bei der Untersuchung entfernte sich die Klotzin und ich konnte mir von der leiblichen Beschaffenheit der schönen Eberl und ihrem Zustand ungestört ein genaues Bild machen. Das Fieber, welches die Ärzte als verzehrend erachteten, sah ich als das beste Genesungsmittel an und durfte Sophie beruhigen. Als ich die Lunge beklopfte und das Herz behorchte, fand ich nichts, was auf einen Schaden dieser Organe schließen ließ. Als mein Kopf an ihrer linken Brust lag, strich mir ein wohltuender Hauch über die Locken; ich frug aber nicht, ob es ihr Atem oder ihre feine Hand gewesen sei, die das angenehme Gefühl bewirkte.

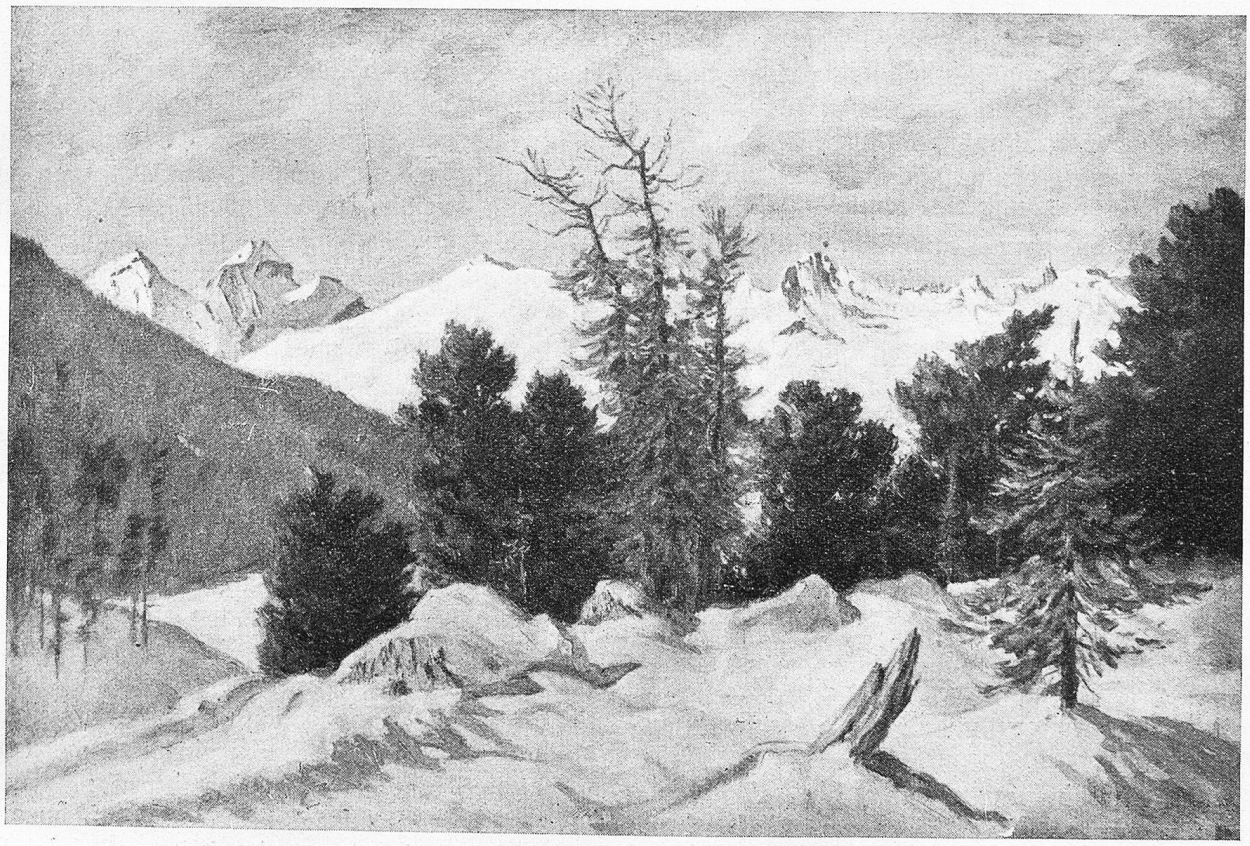
Auf dem Heimweg mußte ich an meine Mutter selig denken, die mir Kopfweh und anderes Unbehagen zu verscheuchen pflegte, indem sie mir mit ihrer weichen Hand, die Finger spreitend, von der Stirn nach dem Wirbel langsam durch die Locken fuhr.

Beim Weggehen tröstete ich die Jungfrau und versicherte ihr, sie werde binnen vier Wochen gesund sein, wenn sie meine Kräuterheilmittel regel-

mäßig verwende und meinen Vorschriften gehorche, was sie mir hoch und heilig zu tun versprach. Dann bat sie mich inständig, ich möchte am folgenden Tage wieder bei ihr vorsprechen. Auch ihre Schwester wünschte, ich möchte doch Sophie des öftern besuchen, damit sie neben der Beruhigung noch ein wenig Kurzweil habe.

Was ich gerne tat. Wiederholt hielt ich mich des Nachmittags ein bis zwei Stunden bei ihr auf, wobei ich wahrnahm, wie das Fieber rasch nachließ und ihre Munterkeit und Lebhaftigkeit Fortschritte machten. Im Laufe der Wochen erzählte sie mir ihr ganzes bisheriges Schicksal, ihre Leiden und Krankheiten, die sie doch nicht daran gehindert hatten, während zehn Jahren unter hohen Herrschaften als Köchin und Kammerfrau und zuletzt als Hausdame zu dienen. Ihren Kleinmut zerstreute ich, indem ich ihr schilderte, wie oft schwächliche Menschen durch richtige Behandlung, Mäßigkeit und Vorsicht zu Gesundheit und Kraft gelangt waren, und wie ich Mitleid mit ihr empfand, wurde ich inne, daß sie mein Leid begriff und Anteil an meinem seltsamen Schicksal nahm. Ein schönes Vertrauen beseligte uns beide gleichermaßen, und beiden erwuchs daraus Genesung. Noch nie zuvor war mir die Einwirkung der Seele auf den Leib so sichtbar geworden wie bei dieser Kranken, und je mehr die Genesung zutage trat, desto mehr fesselte mich der erwachende Mensch, der in der Entfaltung seiner Begabung lange Jahre gehemmt worden war.

Ist die Sympathie, welche der Arzt beim Patienten genießt, nicht wie die Sonne, die selbst aus verkümmerten Bäumchen noch Blüten herausholt und Früchte zur Reife bringt? In diesem Falle hätte ich schwören mögen, es sei so. Die schöne Eberl wurde mit jeder Woche vollkommener und war mir eine Quelle der Heiterkeit. Einmal schnitt sie mir im Übermut eine Locke aus dem Schopf und behielt sie mit meiner Einwilligung zu stetem Gedenken. Sie küßte sie und legte sie in eine seidene Falte.



Im Engadin. Gemälde von Carl Felver.

Es war aber, als weckte das Zusammensein mit ihr auch meine Lebensfreude und damit meinen Unternehmungsgeist. Ganze Tage verbrachte ich in der freien Natur, streifte im Erzgebirge umher und gab mich dem Studium der Gesteine sowie der Erdbildung hin.

Nach dem Muster einer Jägertasche zimmerte mir Margret aus starkem Zwilch einen Rucksack,

in dem ich allerlei Steine aus der Umgebung Egers herbeischleppte, und es wurde mir zur Gewohnheit, alles vorstehende Gestein mit dem Hammer anzuschlagen, die Stücke nach dem Fundort zu bezeichnen und eine Sammlung anzulegen, die ich nach einem Geologiebuch ordnete; dabei richtete sich mein Augenmerk besonders auf den Kammerbühl, einen erloschenen Vulkan in der Nähe der Stadt Eger, dessen Beschaffenheit mir den Schwarzen Turm der Kaiserburg, der aus Lavaquadern erbaut ist, erklärte. Auf einer kleinen Wanderung nach dem Spittelberg traf ich mit dem Manne zusammen, der meinem Schicksal eine Wendung nach oben gab.

Ich war vormittags der Eger entlang zum Spittelberg vorgedrungen und hatte dort das Gestein abgeklopft, als sich — es mochte nach 12 Uhr sein — auf einmal aus einer kleinen Mulde neben mir ein schön gewachsener Herr erhob und zu mir herüberblickte. Er schwang einen Hammer und rief: „Gruß dem Manne der Forschung!"

Ich konnte nicht anders, als den Gruß freundlich erwidern, wobei ich freilich einschränkend und der Wahrheit gemäß erklärte, ich sei bloß ein angehender Liebhaber der Erdforschung.

„Dann stehen wir beide auf dem gleichen Boden," lachte der Herr, „auch ich bin kein Fachgelehrter und forsche dennoch. Sie kennen sich wohl im Egerlande schon aus?"

„Von Eger aus, wo ich wohne, mache ich meine Wanderungen und Studien," gab ich zur Antwort.

„Und ich bin zum erstenmal hier. Da könnten Sie mir wahrscheinlich manche Weisung geben und mir unnütze Gänge ersparen?"

„Ich stehe zu Ihren Diensten, Herr."

„So führen Sie mich den anmutigsten und interessantesten Weg zurück!"

„Das ist viel auf einmal verlangt; denn wenn ich Ihnen den interessantesten Weg zeigen müßte, hätten wir durch unwegsames Gelände und allerlei Schluchten zu gehen. Und darauf sind wir beide jetzt nicht eingerichtet." Dabei gab ich seinem schönen Reisegewand einen Blick.

„Nun denn," sagte er lachend, „so gehen wir der Anmut nach und suchen den Weg selber interessant zu machen."

Und ich führte ihn abseits von der langweiligen Straße, dem Waldrand entlang, über Abkürzungen nach Eger zurück.

„Wo finde ich in Eger gute Unterkunft?"

„Beliebt bei Fremden ist der Gasthof zur ‚Goldenen Sonne'."

„Der ward mir auch in Karlsbad empfohlen; und ich bin dort abgestiegen, um mit der Post um zwei Uhr weiter zu reisen."

Die Anfrage schien mir demnach recht überflüssig; allein ich merkte bald, daß der Herr solche stellte, um auf Umwegen zu erfahren, ob er es mit einem zuverlässigen Menschen zu tun habe. Einem jeden hätte er sich nicht angeschlossen. Auf dem Wege nach Eger verstand er es wirklich mich auszuholen; aber ich hatte das angenehme Gefühl, daß er die hundert Fragen aus menschlicher Teilnahme an mich richtete, und keineswegs aus Neugier.

Das Gehen schien ihn nicht zu ermüden; er hatte einen federnden Schritt und lief so leicht wie ein Göttersohn, so daß ich Mühe hatte, ihm zu folgen. Er bemerkte dies und stand jeweilen still, bis ich ihn wieder erreicht hatte. Regelmäßig hatte er in der Zwischenzeit etwas Neues gesehen, eine Pflanze, einen Strauch oder Baum, die er noch nicht kannte, und versäumte nicht, mich um Auskunft zu bitten. Auch über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, die hier noch recht ursprünglich waren, erkundigte er sich und erwies sich dankbar für jede Auskunft.

Oft stellte er wohl Fragen, bloß um mich auf meine Wahrhaftigkeit zu prüfen; dabei sah er mich mit seinen wundervollen dunkeln Augen an, daß mir der Blick in die Seele ging, und war sichtlich zufrieden, wenn ich gelegentlich mein Nichtwissen bekannte. Nicht selten hob er einen Stein vom Wege auf, der meinem Auge entgangen war, und betrachtete ihn sinnend:

„Wie kommst du daher? Wie kommst du daher?" Einmal war es ein schöner Feldspath-Zwillingskristall, und er steckte ihn zu sich, indem er eine Notiz ins Taschenbuch schrieb und zu gleicher Zeit mit mir sprach.

Vor dem Brucktor blieb er lange in Betrachtung stehen, zeichnete und malte das Stadtwappen nach, den halben Adler schwarz, den Grund des Gitters rot und die Schrägbalken silberweiß. „Was soll das Gitter bedeuten?" fragte er mich zwischen hinein.

„Nichts anderes als den Festungscharakter unserer Stadt. Sie ist kein offener, sondern ein mit Türmen, Mauern und Toren befestigter Ort; wie denn viele ähnliche Städte in Niederösterreich im Wappen ein Gitter haben." Und ich nannte ihm mehrere.

„Das leuchtet mir ein," sagte er. „In Karlsbad hörte ich von einem Adler im Korb, der im

Märchen sogar zum Hahn herabsank, was mir nichts bedeutet."

Plötzlich stellte sich der Herr vor mich hin und sprach:

„Sie sind ein Mensch. Darf ich fragen, was sonst noch?"

Ich erzählte ihm von dem Zwiespalt zwischen meiner Natur und meinem Beruf.

„Unmöglich!" rief er aus, „Sie ein Scharfrichter? Sie könnten ja ein Gelehrter oder ein Hofmann sein; übrigens gleichen Sie meinem Freund Herder. Die schwermütigen Augen, die lebensvollen Lippen, Ihre Haltung... Es fiel mir sofort auf. Vielleicht sind wir auch sonst miteinander verwandt."

Dann berichtete er mir umständlich, wie er Karlsbad, wo er mit dem Herzog von Weimar zusammen gewesen, früh um 3 Uhr in aller Heimlichkeit verlassen habe, da ihn sein Beruf aufzuzehren beginne. Er müsse sich eine Zeitlang seiner amtlichen Bürde entledigen, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen und genügend Leute unterichtet habe, seine mannigfaltige Verwaltungstätigkeit zweckmäßig zu verrichten.

„Dann sind Sie der Herr Goethe!" rief ich nun in voller Herzensfreude.

„Aber ich reise incognito!" lachte er. „Wie kommen Sie zu meinem Namen?"

„Aus Ihren Werken, Herr Goethe. Das erste Gedicht, das ich von Ihnen hörte, hat mir den Weg ins Leben gewiesen und mir jene langmütige Tapferkeit verliehen, deren wir nun einmal bedürfen.... ‚Wen du nicht verlässest, Genius'!"

„Ganz recht," rief er, „das Schicksal hat uns bestimmte Pflichten auferlegt, die wir erfüllen müssen, und im Aufblick zum Genius werden wir unser Glück finden. Opfern wir uns auf in unserm Berufe, in dem wir nichts suchen, als wenn es das Ziel unserer Begriffe wäre. Wir beide leiden unter der Wucht der Verhältnisse, in die wir hineingestellt wurden. Menschen machen Gesetze; doch das Gesetz macht den Menschen. Erfüllen Sie Ihren furchtbaren Beruf nach Pflicht und Gewissen. Einst kommt der Tag, da Sie das Schicksal auf eine höhere Stufe stellt, für die Sie reif geworden. Wir kleinen Menschen werden ihm nach Kräften behilflich sein."

Goethe reichte mir die Hand zur Bestätigung seines Wortes; aber es ist mir unmöglich, die Beseligung zu schildern, in welche mich dieser Händedruck des bedeutenden Mannes versetzte. Weiß Gott, ich fühlte die Kräfte jung Siegfrieds in mir erwachen, der es mit einem ganzen Heer von Feinden aufnimmt.

„Ich diene", fuhr Goethe fort, „einem genialen Fürsten, der sich wie ich von der Unvollkommenheit der Menschen und deren Bedürfnissen eingeengt und in seiner Entfaltung gehindert fühlt; Sie dienen der irdischen Gerechtigkeit, die sich wandeln muß, weil sie unzulänglich ist wie alles Menschenwerk. Die Vervollkommnung verlangt immer wieder unerhörte Opfer; doch sterben die wenigsten am Kreuze."

Ich begleitete Goethe die Steingasse hinauf zum Marktplatz, wo sich vor der „Goldenen Sonne" eine Anzahl gelehrter Herren von der Lateinschule, auch Ordensleute eingefunden; ein Mitreisender hatte die Ankunft des Dichters in Eger dem Wirte verraten. Die Postkutsche stand bereit. Gleich nachdem er seine Zeche bezahlt hatte, stieg er ein und reichte mir die Hand zum Abschied: „Sie haben mir interessante Mitteilungen über das Egerland gemacht, Herr Huß. Wir sehen uns wieder!"

„Habt ihr's gesehen," hörte ich hinter mir tuscheln, als der Wagen über das Pflaster davonknarrte, „der berühmte Geede hat unserm Henker die Hand geschittelt."

„Und er will ihn wiedersehen!" ergänzte ein anderer.

„Wenn da nicht der Gottseibeiuns dahinter stickt!"....

Diesmal mußte ich lachen über das törichte und ehrenrührige Gerede, so frei war mir ums Herz; nicht anders, als ob der Genius der Menschheit seine Flügel über mich ausspannte, um mich in seinen Schutz zu nehmen. Nun konnte mir niemand etwas anhaben; nichts konnte mir fehlschlagen. Gewappnet war ich gegen die bösen Streiche der Menschen, die man irrtümlich für die Schläge des Schicksals hält.

Solch leichten Fußes war ich noch nie zu meinem Häuschen bei der Kaiserburg hinaufgestiegen. Magret empfing mich mit Ausdrücken der Verwunderung: „Was ist dir, Karl? Ein Liebes muß dir begegnet sein, eine neue Sonne aufgegangen!"

„Ein Mensch, ein großer Mensch, ein guter Mensch. In seinem Segen muß sich das Leben hinfort leichter tragen lassen," antwortete ich und erzählte mein Erlebnis, über das sie sich herzlich freute.

An jenem Nachmittag — es war am dritten September des Jahres 1786 —, einem der denkwürdigsten Tage meines Lebens, las ich ihr die

Im Allgäu. Gemälde von Carl Felber.

„Leiden des jungen Werthers" vor, und wir vergaßen darüber den Abendimbiß. So sehr hatten wir das Gefühl, als wäre das Buch besonders für uns geschrieben, da wir unter dem Druck unmenschlicher Pflichten leben mußten und doch so sehnsüchtig nach einem Dasein im reinen Gefühl ausblickten.

Nun da ich den Dichter kennen gelernt hatte, wußte ich freilich, daß er stärker war als sein Held und daß ich mich an dem lebenden aufrichten würde.

IV.

Die Klotzin war feiner, als ihr Namen es meinte. Jung und unerfahren im Verkehr mit den Menschen und daher über die Maßen vertrauensselig, ward ich erst im Laufe der Monate inne, daß ihre verbindlichen Einladungen ein anderes Ziel verfolgten, als ihrer jüngern Schwester einen Helfer und Freund zuzuführen. Wenn meine Schwester Margret gelegentlich von ihr gerufen wurde, um ihr an die Hand zu gehen, geschah es gewöhnlich zur Zeit, da ihr Bruder, der im nahen Königsberg als Revierjäger lebte, auf Besuch war, wie er denn häufig in Geschäften nach Eger kam; wenn ich dagegen bei der Klotzin vorsprach, war Sophie, die sich völlig erholt hatte und frisch wie eine Rose im Morgentau aussah, häufig bei einer Arbeit, die sie nicht unterbrechen durfte, in der Färberei, bediente Kunden oder machte gar anderswo Besuch. Als Ersatz mußte mir dann der Klotzin Tochter Mechthild dienen, die mannbaren Alters war und, wie mir schien, nicht ungern mit mir allein gelassen wurde. Solches Alleinsein zu zweien konnte von der Geschäftsfrau, die bald dies, bald jenes außerhalb der guten Stube zu tun fand, ganz unauffällig geschehen. Nur gab mir ein anspielungsreiches Lächeln, das über ihr Gesicht huschte, wenn sie gewollt oder ungewollt abgerufen wurde, mit der Zeit zu denken. Mechthild war ein zutrauliches Schnukkelchen, lebhaft und behend wie ein Eichhörnchen und immer zum Plaudern aufgelegt, dabei von einem Gegenstand zum andern mit schwungvollen Sätzen überspringend, so daß man sich aufgefordert fühlte, nach ihr zu haschen und zu jagen. Daß ich sie gelegentlich bei der Hand fing, ihr etwas tief in die Augen sah oder gar das Kinn streichelte, hatte nach meiner Meinung nichts weiter auf sich. Aber sie gab ihm eine andere Bedeutung; so erzürnte sie sich, und erblaßte, als ich scherzweise bemerkte, sie sei ein richtiges Studentenkäferchen und man sollte sie nach Prag schicken, während ihr Gesichtchen erglühte und sie die Augen schamhaft niederschlug, als ich sie fragte, ob sie denn nicht im geheimen ein Schätzchen hätte.

Dieses liebliche Erröten stand ihr ausnehmend wohl, so daß ich es öfter hervorrief und in die Hände klatschte, wenn mir der Spaß gelungen war. Margret erfuhr davon auf jenen Wegen, welche den Frauen eigen sind, und stellte mich einmal zur Rede, da sie selber eines Vorwandes zu einer Aussprache bedurfte:

„Wie weit bist du denn mit Mechthild?"

Als ich, über die Frage erstaunt, sie stumm anblickte, fuhr Margret fort: „Sie ist ja mit Herz und Kopf in dich verliebt und wartet auf ein erlösendes Wort von dir."

„Wer? .... Mechthild?"

„Wer denn sonst?"

„Ich dachte an jemand anders."

„So, so! Dann bin ich im Scharfrichterhaus bald überflüssig und darf auch anders wohin denken," bemerkte sie ungewohnt spitz.

„Bist du sicher, daß er dich liebt?"

„Wer?"

„Derjenige, der dir gefällt!"

„Wen meinst du?"

„Wen meinst du?"

„Hoffentlich den gleichen wie du! Es ist ein schlanker, gesunder Bursche, immer hinter den Hirschen und Rehen her, und führt eine sichere Büchse. Hab' ihn auch in der Kur gehabt."

„Der Revierjäger von Königsberg?"

„Du triffst es gut. Der wird es wohl sein."

„Ja, der ist es, Karl," rief Margret, sprang mir an den Hals und flüsterte mir die ewige Neuigkeit ins Ohr: „Er liebt mich."

„Das trifft sich fein, Margret. Wenn ein Vöglein auszieht, kann das andere einziehen. Zwei zu gleicher Zeit würden einem die Ohren voll lärmen."

„Je nachdem ihre Stimmen zusammengehen. Aber ich begreife es, daß du bei deinen Studien keine Spätzin um dich haben willst, die immer drauf los meißelt wie ein Steinhauer, sondern eher eine Amsel, oder eine Nachtigall, die nur singt, wenn ihr das Herz danach steht."

„Und weise ist sie und gütig wie....

„Wie die Sophie Eberl. Gelt, jetzt hab' ich dich!" jubelte Margret; das ist eine Brave und Tüchtige, keine Schwatzbase, und ich mag sie dir gönnen." Dann hielt sie plötzlich, durch einen Gedanken erschreckt, inne und sagte: „Herr Jesses, das gibt ein Unglück!" Und Margret erzählte mir, wie Mechthild ihr, der eben gewonnenen Freundin, das Geheimnis verraten hätte, sie wolle nur mich zum Manne haben und sonst keinen, und wenn ich sie nicht nehme, werde sie ins Kloster gehen oder noch lieber ins Wasser.

Dieses Bekenntnis mit seinen verzweifelten Wahlfällen machte mich stutzig, da ich bisher mit Mechthild in harmloser Freundschaft verkehrt hatte, und ich wollte es nicht glauben.

„Nimm dich in acht, Karl," warnte meine Schwester, „der geringste Anlaß wird ihre Leidenschaft für dich zum Ausbruch bringen. Es gärt und brodelt in ihr wie in einem Feuerberg."

Das Bewußtsein, geliebt zu werden, schmeichelte mir nicht wenig; aber ich nahm mich bei meinem nächsten Besuche im Hause der Klotz in Hut, als Frau Klotz ihre Schwester Sophie zu einer dringenden Beschäftigung abrief und mich mit Mechthild auf ein Viertelstündchen allein ließ.

Diese war eben von einem Auftrag beim Stadtkommandanten zurückgekommen, setzte sich unbefangen neben mir aufs Lotterbett und schilderte mir den Eindruck, den zwei dort hängende Bilder des Egerer Malers Hofreuter, die Ermordung Wallensteins und die der der Wallensteinischen Offiziere auf der Burg darstellend, bei ihr hinterlassen hatten.

„Seltsam, wie mich dieses kalt ließ, obschon der Vorgang derselbe ist wie bei jenem und mehrere Personen, nicht nur eine hingemordet werden."

„Und es sich eben um ein regelrechtes Gemetzel zwischen zwei gleich starken Parteien handelt," ergänzte ich, „so daß bloß eine dramatische Spannung entsteht wie bei jedem Ringkampf und das Mitleid mit der Person ausbleibt, die einer Übermacht zum Opfer fällt. Und dieses Mitleid mit der leidenden Kreatur ist vielleicht die schönste Errungenschaft des Menschen und bereitet ihm deshalb zugleich ein Lustgefühl, welches den Schmerz wieder aufhebt."

„Aber es hängt eben doch von der Beschaffenheit der Person ab, ob wir Mitleid mit ihr empfinden oder nicht," bemerkte Mechthild, und die Richtigkeit ihres Einspruchs erzeugte in ihrer Seele eine warme Freude, die ihr aus den Augen leuchtete.

„Gewiß, und weil nun diese Offiziere Wallensteins als gewöhnliche Kriegshandwerker uns fremd bleiben, berührt uns ihr Schicksal nicht und wir empfinden sie nicht als unsersgleichen, während Wallenstein selbst uns durch die Größe seines Wollens und Vollbringens, an welche die unsrige weit genug hinanreicht, um sie zu begreifen, Achtung und Bewunderung einflößt. Die Größe der Persönlichkeit, ein geschichtliches und zugleich menschliches Motiv, spielt also mit und vertieft das Mitleid mit ihrem Träger."

„Ja, das ist's! O, wie ich mich freue, daß wir gleich denken und empfinden... Er beherrschte die andern, unterwarf sie seinem Willen, machte sie groß oder klein, wie es ihm gefiel."

Mechthild verwarf die Arme, hob die Stimme und ließ aus ihren Augen ein wildes Feuer flakkern, das mich an eine Wahnsinnige erinnerte und mich mehr erschreckte als freute, so daß ich etwas zurückwich.

Ohne dies anscheinend zu bemerken, rückte sie nach und fuhr schwärmerisch fort: „Ja, er gebot Tausenden, und diese blickten zu ihm empor, weil er sie heut' oder morgen, wie es ihm beliebte, konnte hinschlachten lassen, und so bewundere ich dich und liebe ich dich — sie stampfte mit dem Fuß auf den Boden — „weil du die Andern stäupen kannst und richten mit Schwert oder Beil, weil du Herr bist über ihr Leben, wie du

Herr sein mußt über das meine. Ich liebe dich! Töte mich, wenn du mich nicht lieben kannst!"

Dabei schrie sie auf: „Karl, Karl!" umschlang mich mit beiden Armen und riß mich wild an sich. Und als ich mich sachte aus ihrer leidenschaftlichen Umarmung zu befreien suchte, schluchzte sie aus tiefster Seele, daß es mich schauderte.

In diesem Augenblick ging die Tür auf. Mechthilds Mutter schritt über die Schwelle und hinter ihr, von ihr nachgezerrt, meine geliebte Sophie, die jedoch die Augen von uns abwandte und zum Kruzifixus emporblickte, der in der Stubenecke hing.

„Karl ist mein, Mutter, mir muß er angehören auf Zeit und Ewigkeit!" kreischte Mechthild mit scherbiger Stimme. Da riß ich mich von ihr los, stand auf und sagte in dumpfer Entschlossenheit:

„So war meine Freundschaft nicht gemeint, Mechthild." Allein die Mutter fiel mir sofort ins Wort: „Sophie, du hast's mitangesehen, wie er ihr in den Armen lag. Nun muß dem Spiel ein Ende gesetzt sein. Das kann nur dadurch geschehen, daß Herr Huß unsere Mechthild auf der Stelle zu heiraten gelobt ... oder unser Haus für immer verläßt."

„Weder das eine noch das andere!" sagte ich gelassen, aber entschlossen, mich nicht übertölpeln zu lassen. „Ich wurde von Ihnen eingeladen und habe mich in keiner Richtung gegen die gute Sitte vergangen ... Fräulein Mechthild, wie steht es: „Hab' ich Sie in die Arme geschlossen oder Sie mich?"

Sie zögerte mit der Antwort und schluchzte.

„Ich habe nichts dazu getan. Das gelobe ich," bestätigte ich und wandte mich an Sophie: „Glaubst du mir?"

„Ich glaube, du redest wahr," sagte Sophie und stellte sich auf meine Seite.

„Und dennoch hast du mit eigenen Augen gesehen, wie sie sich umschlangen," begehrte Frau Klotz auf.

„Nein, ich habe nichts gesehen, weil ich nichts sehen wollte. Das gelobe ich vor dem Herrn Jesus Christus," entgegnete Sophie entschieden, doch ruhig und warf sich vor dem Gekreuzigten mit gefalteten Händen auf die Knie nieder.

Die Klotzin war enttäuscht, suchte aber die Lage durch die Drohung zu retten, sie werde den Meister heraufrufen, damit er zum Rechten sehe. Allein diese Drohung blieb wirkungslos, und Sophie entgegnete mit der Überlegenheit eines guten Gewissens und einer reifen Einsicht: „Schwester, tue das lieber nicht. Du verschärfst und erhöhst nur die Schwierigkeiten und versperrst durch dein leidenschaftliches Benehmen uns wie dir den Ausweg aus der Verwirrung. Denn alles war doch ein abgekartetes Spiel."

Da riß die Klotzin die Augen auf und starrte ihre jüngere Schwester an, brachte jedoch kein armselig Wort hervor. Der fürchterliche Ärger verschlug ihr den Atem. Die dadurch entstehende Pause in der streitbaren Unterhaltung benützte Sophie, um sich das Herz zu erleichtern:

„Weißt du, Schwester, ich müßte mit Blindheit geschlagen sein, wenn mir die Sorgfalt hätte entgehen können, mit welcher du mich in den letzten Wochen aus der Gesellschaft mit Herrn Huß auszuschalten versuchtest, um deine Tochter vorzuschieben. Ich habe mir bislang alles gefallen lassen, da du mir eine gute Schwester warst. Den geliebten Mann aus schwesterlicher Dankbarkeit zu opfern, geht über mein Vermögen. Und nun sollst du es wissen: Nicht deiner Tochter Mechthild wegen, sondern meinetwegen besuchte Herr Huß dein Haus."

„Was, deinetwegen? Du eingebildetes Wesen, hahaha!" lachte nun die Klotzin spöttisch heraus. „Da muß ich mich draußen erholen!"

Und die Klotzin eilte mit ihrer Tochter aus dem Zimmer und ließ uns beide zu unserer Überraschung stehen.

Ich schloß Sophie, die sich mutig für ihr gutes Recht gewehrt hatte, zum erstenmal in die Arme und drückte ihr den ersten Kuß auf die Stirn. Und aus ihrer schweigsamen Erwiderung fühlte ich eine weibliche Hingebung heraus, die mir ein Glück ohne Ende verhieß.

Dem Meister Klotz, der nun die Treppen heraufgestürmt kam und die Tür aufriß, trat ich mit Sophie an der Hand ruhig entgegen und sagte: „Wir haben uns soeben verlobt und wollen einander jetzt und für allezeit angehören ..."

Er ließ mich nicht ausreden, sondern schnarrte, nein fauchte mich an:

„Dazu werden wir noch ein Wort zu sagen haben!"

„Das soll Ihnen unbenommen sein, da ich weiß, daß meine Verlobte bisher treulich bei Ihnen aufgehoben war."

Damit nahm ich geziemend Urlaub vom Hause Klotz, und Sophie begleitete mich in den Hausflur hinunter, wo wir uns nochmals stürmisch umarmten.

Endlich war ich soweit, daß ich einen treuen Menschen mein eigen nennen durfte.

„Nun mag es die ganze Stadt wissen," sagte Sophie beglückt, als ich ihr die Hand küßte. Und ich:

„Sie darf und soll es wissen!"

Aber in unserer jugendlichen Zuversicht und Unschuld hatten wir die Rechnung ohne die Familie Klotz gemacht und waren nicht gewappnet, um nach Lessings Vorgang den richtigen groben Keil auf diesen Klotz zu setzen.

Wenn ich jedoch im geringsten zwischen Mechthild und Sophie geschwankt hätte, so würde mir der eben erlebte Auftritt mit Tochter und Mutter Klotz das Gleichgewicht und damit die nötige Festigkeit wieder gegeben haben. Das lebhafte und behende Spätzchen hatte sich vor mir in einen schaurigen, plumpen Nachtvogel verwandelt, der mir wie ein Uhu die ekle Melodie vorheulte: „Ich liebe dich, weil du ein Blutmensch bist."

Was ich in innerster Seele verachtete, war Gegenstand ihres Entzückens; der Menschentöter riß sie zur Bewunderung hin und nahm ihr alle Besinnung und Würde. Der ungestüme Druck ihrer Arme, die krampfhafte Leidenschaft, mit der sie mich an ihren Körper riß, sagten mir, daß sie sich an mich hätte wegwerfen können. Mir graute vor einem solchen Wesen. Die Selbstbeherrschung dagegen, welche Sophie während des Vorfalls bewiesen hatte, zeigte mir, daß ich in ihr einen Menschen lieb gewonnen hatte, der selbst in aufregender Lage seine Ruhe zu bewahren vermochte.

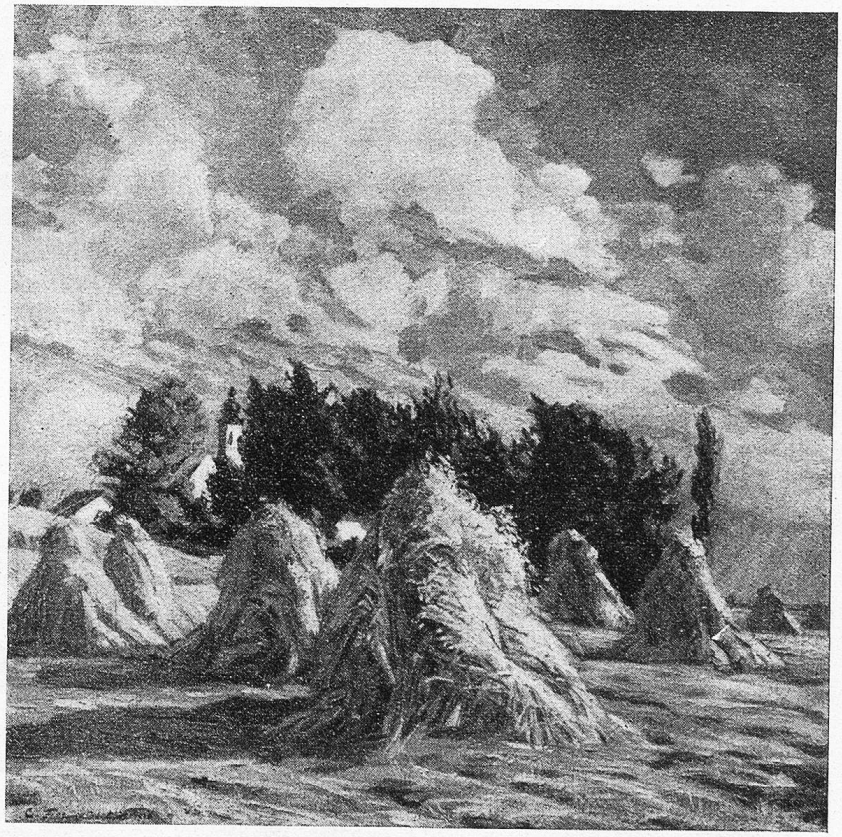
Nun ließ ich dem gärenden Most ein paar Tage Zeit zur Klärung; der wildeste kommt ja schließlich zur Ruhe, dachte ich. Als ich aber an einem Nachmittag wiederkam, sah ich lauter mürrische, falsche Gesichter und merkte am ganzen Gehaben der Familie Klotz, die sich bisher zuvorkommend, ja liebenswürdig benommen hatte, daß ich ein unerwünschter Gast war. Sophie war ausgegangen, wie die Klotzin sagte, und so nahm ich rasch Abschied.

Das nächste Mal, es war an einem Samstag, stand Meister Klotz breitspurig vor der Haustür, die blaugefärbten nackten Arme über der Brust gekreuzt, und tat keinen Wank, um mich einzulassen.

„Es ist hier niemand krank, Herr Huß," bemerkte er, um seine Haltung zu rechtfertigen. Ich wollte nicht den Eindringling spielen, sondern bat ihn, Sophie zu rufen. Etwas stockwillig kam er meiner Bitte nach, durchschritt den langen Flur, rief herrisch nach meiner Braut, und verschwand im Treppenhaus.

Sophie hatte geweint und sah mich verhärmt aus traurigen Augen an. Ihren Andeutungen entnahm ich, was sie zu leiden hatte, wie sie der Klotzin nichts mehr recht machen könne und die Mechthild sie beständig anfauche; auch der Schwager behandle sie grob.

Mit Worten, das sah ich sofort ein, war gegenüber solchen Leuten nichts auszurichten, man mußte ihnen mit der Tat aufwarten, um ihnen das Maul zu stopfen. Krieg zu predigen, ist des Teufels Sache. So beschlossen wir denn am andern Tag, einem Sonntag nachmittag, miteinander öffentlich in die Sankt Niklaskirche zu gehen. In diesem ehrwürdigen Gotteshaus, das, nebenbei dem Bamberger Dom ähnelt, würden wir auf ein Stündchen den Frieden finden, und damit auch



Erntezeit. Gemälde von Carl Felber.

die gesammelte Kraft und die nötige Umsicht, um den uns drohenden Widerwärtigkeiten zu begegnen. Der Gang zur Kirche sollte die Egerer von unsern lautern Absichten überzeugen und der Aufenthalt in dem geweihten Raum uns darin bestärken. Auf dem Ball oder im Wirtshaus hätten wir Zerstreuung finden können; aber wir hatten beide das Bedürfnis, im Gottesraum uns und unser besseres Selbst zu entdecken. Sophie wußte es so gut wie ich, daß wir das Reich Gottes nicht im Lärm der Welt und ihren greifbaren Gütern, sondern in unserer Seele suchen müssen.

Nachdem wir eine Weile gebetet, ließen wir die Dinge und Bilder, die uns die Kirche verehren lehrt, auf uns wirken und empfanden sie nicht anders denn als Verkörperungen von hohen Gedanken und Vorstellungen, die wir um so besser anbeten konnten, als sie schaubar geworden waren. Und wiederum überkam mich jenes Selbstgefühl, das wir zum Leben nötig haben: Ich hatte als Beamter meine Pflicht zu tun wie ein Soldat oder ein Feldherr, und indem ich sie gewissenhaft erfüllte, diente ich allen Ständen, so wie alle für einander zu arbeiten haben. Woher nehmen nun die andern das Recht, mich zu mißachten, da wir doch alle der Schöpfung Gottes dienen.

Qualvoll stieg dann die Frage in mir auf: Dürfen wir die, welche nicht dienen wollen, vernichten, da sie doch auch Geschöpfe Gottes sind? Und ich beruhigte mich wieder bei dem Gedanken: Ist es an mir die Regierung zu richten, die mich in mein Amt eingesetzt hat?

Dann blickte ich wieder zu Christus am Kreuz empor und zu den Märtyrern, die in bunten Farben und demütiger Haltung von den Wänden zu uns herabsahen, und überlegte mir, wie sie alle durch freiwillig übernommene Leiden ihre Gegner mehr und dauernder überzeugten als durch Gewalttat und wie das Kreuz das römische Reich eroberte nicht durch Kampf, sondern mit liebender und verzeihender Geduld, während die Anwendung von Gewalt unweigerlich der Gegengewalt gerufen hätte, wie das vergossene Blut immer wieder nach dem Blut der Rache schreit.

Wer zürnt einem Unvernünftigen, einem Wahnsinnigen? Aber jeder will vor ihm gesichert sein, will, daß er unschädlich gemacht werde. Bessern ist wertvoller und menschlicher als strafen.

In diesem Sinne wollte ich meinen Widersachern entgegentreten, und schon empfand ich Mitleid mit Mechthild. War sie nicht ein lebendiges Wesen und mir verwandt? Sollte ich sie nicht lieben und ihr dienen? War dies nicht das oberste Gebot unserer Religion? Die Menschwerdung mußte doch zur Angelegenheit Aller werden!

Als wir die Kirche verließen, empfand ich den Zwiespalt zwischen meinem Beruf und meiner Gesinnung schärfer und peinvoller als je, und Sophie folgte meinen Gedankengängen, die ich ihr auf einem stillen Umweg nach Hause aufdeckte, mit schmerzlicher Teilnahme.

„Es ist ein Jammer," sagte sie, „und was ich leide, ist nichts dagegen. Wir müssen für dich auf eine neue Laufbahn bedacht sein; aber was können wir tun? Der Einzelne vermag ja nichts gegen die Menge!" „Denk an die Heiligen!" ermahnte ich sie und richtete mich selbst dabei auf. „Wir wollen nicht verzweifeln, sondern einander vertrauen und alles, was wir tun können, auf menschliche Weise tun. Und manchmal ist wohl geflohen am besten gefochten. Jetzt denke ich an dein Geschick."

„Fliehen? Nein, nein! Solange du hier bist, kann ich alles ertragen," sagte sie ängstlich.

„Nachdem, was du mir erzählt hast und ich beobachten konnte, wird deine Lage mit jedem Tage schlimmer, und wenn gelitten werden muß, wollen wir es einer guten Sache zuliebe tun, nicht unsere Gesundheit und Lebensfreude für nichtige Dinge hinopfern. Die selbstsüchtigen, kleinlichen Menschen, unter denen du lebst, würden sich nichts daraus machen, dich zugrunde zu richten ...."

In diesem Augenblick entdeckte ich, zufällig ihr zur Rechten tretend, eine kleine, kaum ordentlich zugeheilte Schramme, die über dem rechten Ohr ins blonde Kräuselhaar hineinlief.

„Man hat dich geschlagen?" fragte ich entsetzt. „Wer?"

„Die Schwester," antwortete sie zögernd, „war wütend über mich, ohne daß ich wußte, warum ... und schlug mit einem Scheit nach mir."

„Genug," rief ich aus, „das darf nicht zum zweitenmal geschehen. Noch heute entführe ich dich aus dem unschwesterlichen Käfig."

Nach kurzem Hin- und Herreden war Sophie mit meinem Vorschlag einverstanden. Da alles ausgeflogen war, eilten wir zu ihr nach Hause, packten ihre Habseligkeiten in zwei Truhen, die ihr gehörten, ließen einen Zettel mit ein paar Abschiedsworten zurück, mieteten einen Wagen mit zwei Pferden und flohen, gerade vor Torschluß, über die nahe Brucktorbrücke vor der wenig gastfreundlichen Verwandtschaft.

Die Sonne sank eben hinter den Kamm des

Spittelbergs hinunter und streute ihren goldenen Dunst über das anmutige Tal der Eger aus, der wir bergab entlang fuhren. Zuerst schnell, dann immer gemächlicher, so wie unsere Aufregung allmählig einer beglückenden Befriedigung über das Gelingen der Flucht wich, von deren Notwendigkeit Sophie zuletzt vollständig überzeugt war.

Es dunkelte. Der Kutscher stieg aus, um eine Öllaterne anzuzünden, damit er den Weg nicht verfehle, denn der Mond stand im letzten Viertel und vermochte die Straße nicht zu erhellen. Wir fühlten uns geborgen und sprachen von der nahen Hochzeit, die unserm Abenteuer in möglichst wenigen Wochen die Krone aufsetzen sollte.

Das leise Rauschen der Eger und das in den Wipfeln des Waldes, den wir durchfuhren, vermischte sich mit unsern Flüstern zu wohliger Harmonie. Wie wohl ruhte sich's im freien Schoße der Natur, als deren Geschöpfe wir uns empfanden, da uns kein Neid und Haß der Menschen von der großen Mutter mehr zu trennen vermochte.

Im Marktflecken Königsberg, wo wir tief in der Nacht ankamen, suchten und fanden wir die Hütte, wo Sophies verständiger Bruder wohnte, klopften ihn heraus — die Jagdhunde kläfften nicht übel — und wurden von ihm, obschon er zuerst ebenso verwunderte als verschlafene Augen machte, brüderlich aufgenommen. Er hatte den Streit zwischen den beiden Schwestern kommen sehen, billigte Sophies ungewohnten Schritt und entschuldigte, indem er auf den Umfang der Familie Eberl hinwies, die ältere Schwester verständnisvoll mit den Worten: „An einem großen Baum gibt's halt immer ein paar dürre Äste."

Schnell machten wir im obern Stockwerk der Hütte für Sophie eine Kammer zurecht; bereits war da ein zweites Bette für die zukünftige Gattin des Revierjägers aufgerüstet, und das Übrige war bald beigeschafft.

Auf dem Heimweg nach Eger, den wir nach Mitternacht anfuhren, schlief ich im Wagen ein; so ruhig war mein Gewissen, so hoffnungsvoll mein Gemüt dem Himmel der Zukunft zugewendet.

Die Sonne ging auf, als unser Gespann an der Kaiserburg vorbeitrabte, und der Rosselenker grüßte sie mit ein paar muntern Tonfolgen aus seinem Horn, so daß ich erwachte: Und alsbald war ich guter Dinge.

Margret, die sich während meiner Abwesenheit nicht übel geängstigt hatte, da ich zu einer Mitteilung keine Zeit gefunden, atmete erleichtert auf, als ich ihr die Entführung schilderte, und meinte, dorthin würde sie sich eine solche auch gefallen lassen. Und wir lächelten und lachten einander in geschwisterlichem Einverständnis an.

(Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Für wohlgeratene Kinder können Eltern nicht zu viel tun. Aber wenn sich ein blöder Vater für einen ausgearteten Sohn das Blut vom Herzen zapft, dann wird Liebe zur Torheit.

G. E. Lessing.

* *

Man könnt' erzogene Kinder gebären,
Wenn die Eltern erzogen wären. Goethe.

Kein schönres Erbteil gibt es, als entstammt zu sein von edlen, wackern Eltern.

Euripides.

* *

Die Erfahrung lehrt, daß die meisten Unarten der Kinder aus der Langeweile hervorgehen.

Beneke.

Auf der Landstraße.

Wir haben keine Heimat mehr
Und sind doch reich und froh, wir beide!
All' unsre Habe teilen wir:
Du weinst und leidest, wenn ich leide.

Der Weg ist weit und ohne Lust,
Der Weg, den arme Leute gehen.
Mein suchend Auge kann kein Ziel,
Kein Ende unserm Gram erspähen.

Und dennoch sind wir reich und froh
Und schmähn den Tand in Gold und Seide!
All' unsern Reichtum teilen wir:
Du weinst und leidest, wenn ich leide.

Lilian Ottiker.